

Elisabeth Schiemann (1881–1972): Vom Aufbruch der Genetik und der Frauen in den Umbrüchen des 20. Jahrhunderts

Interdisziplinäres Symposium an der Humboldt-Universität zu Berlin am 6. und 7. Mai 2010 – Eine Veranstaltung zum 200. Gründungsjubiläum der Universität –

Veranstaltet von:

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien, Humboldt-Universität zu Berlin Frauenbeauftragte der HU
 Forschungsstelle Widerstandsgeschichte in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin
 Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin
 Arbeitsgruppe Genetik am Institut für Biologie, Humboldt-Universität zu Berlin
 Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin
 Natur und Text in Brandenburg, Rangsdorf

Die Berliner Pflanzengenetikerin Elisabeth Schiemann (1881–1972) zählte zu den bedeutendsten Wissenschaftlerinnen ihrer Zeit, gleichwohl ist heute die Erinnerung an sie in der Öffentlichkeit verblasst. Sie war eine der ersten Studentinnen und Professorinnen in Deutschland, gehörte der ersten Genetikergeneration an und gilt als Wegbereiterin der Archäobotanik. Sie war Mitglied der Bekennenden Kirche und widerstand aktiv dem Nationalsozialismus. Eingedenk ihrer Integrität und Kompetenz trug sie entscheidend bei zur Erneuerung der Wissenschaften in Deutschland nach 1945.

Das wissenschaftliche Werk und das konsequente Bekenntnis von Elisabeth Schiemann ebenso wie ihr frauenpolitisches Engagement als eine der ersten Akademikerinnen sind in den letzten Jahren in verschiedenen Forschungszusammenhängen wieder in den Blick geraten. Schiemann bewies eine unbeirrbar Eigenständigkeit im Denken, die Komplexität und Verantwortung nicht auswich. Ihr Verständnis des Darwinismus kann als unangepasste Wissenschaft bezeichnet werden. Es begründete ihre politisch-moralische Haltung in der Wertschätzung von Differenz ebenso wie ihren Fachverstand und ihr Gespür für Zusammenhänge, die erst durch die Vorstellungen von Donna Haraway zur Ko-Evolution in vollem Umfang erfasst werden können.

Das Symposium führt verschiedene Perspektiven auf das Wirken Schiemanns zusammen, um das Leben dieser außerordentlichen Frau gebührend zu würdigen.

Donnerstag, den 6. Mai 2010

Ort: HU Berlin; Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum, Auditorium, Geschw.-Scholl-Str. 1/3, 10117 Berlin

- | | |
|-----------|--|
| 15:00 Uhr | Eröffnung |
| 15:15 Uhr | <i>Jonathan Harwood, University of Manchester/Great Britain</i>
Erwin Baur and the Institutionalisation of Genetics in Germany between Science and Practice |
| 15:50 Uhr | <i>Ida H. Stamhuis, Universiteit van Amsterdam/Nederland</i>
The Emergence of Genetics and its Chances for Female Scientists in the Early 20th Century |
| | Moderation: <i>Thomas Börner, HU Berlin</i> |

- 16:25 Uhr Kaffeepause
- 16:55 Uhr *Anja Wilhelmi, Nordost-Institut Lüneburg*
Deutschbaltische Familie und Sozialisation
- 17:30 Uhr *Annette Vogt, MPI Berlin*
Elisabeth Schiemann und ihre akademischen Institutionen
- 18:05 Uhr *Sybille Gerstengarbe, Universität Halle/Saale*
Elisabeth Schiemann und die Leopoldina
Moderation: *Marion Kazemi, Archiv der Max-Planck-Gesellschaft Berlin*
Ab 18:35 Uhr Gemeinsames Abendessen

Freitag, den 7. Mai 2010**Ort: HU Berlin, Dorotheenstr. 24, Raum 1.308, 10117 Berlin**

- 09:30 Uhr *Ekkehard Höxtermann, Berlin*
Die genetischen Arbeiten Elisabeth Schiemanns
- 10:00 Uhr *Ulrich Willerding, Universität Göttingen*
Die kulturpflanzenhistorischen Arbeiten Elisabeth Schiemanns und ihre Bedeutung für die Entstehung der Paläo-Ethnobotanik
- 10:35 Uhr *Veronika Lipphardt, MPI Berlin*
„Bastard“ und „Rasse“ bei Elisabeth Schiemann
Moderation: *Hannelore Landsberg, Museum für Naturkunde Berlin*
- 11:10 Uhr Kaffeepause
- 11:40 Uhr *Martina Voigt, Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin*
Bekenntnis und Widerstand im Nationalsozialismus
- 12:15 Uhr *Jost Lemmerich, Berlin*
Der Briefwechsel mit Lise Meitner: Eine wichtige Quelle zur Biographie Elisabeth Schiemanns
Moderation: *Susanne Heim, Institut für Zeitgeschichte München/Berlin*
- 12:50 Uhr Mittagspause
- 14:30 Uhr *Kerstin Palm, TU Berlin*
Elisabeth Schiemann im Lichte kritischer Biographieforschung
- 15:05 Uhr *Elvira Scheich, TU Berlin*
Konsequent / unangepasst: Perspektiven darwinistischen Denkens bei Elisabeth Schiemann
Moderation: *Gabriele Jähnert, HU Berlin*
- 15:40 Uhr Schlusswort
- 17:00–18:30 Führung in Dahlem: Auf den Spuren Elisabeth Schiemanns

Anmeldung: www.gender.hu-berlin.de/aktuell/schiemann_symposium/

Kontakt: Gabriele Jähnert, Tel. +49(0)30 2093-8201/-04

Gabi.jaehnert@gender.hu-berlin.de

Veranstaltet vom:
 Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZTG)
 Institut für Sozialwissenschaften - Lehrbereich Soziologie der Arbeit und der
 Geschlechterverhältnisse der HU und
 CoE Politics of Philosophy and Gender (University of Helsinki)



Normalität auf Bewährung? – Lesbische und schwule Politiker in der Mediendemokratie

Suspended Normality? – Lesbian and Gay Politicians in Media Democracy

Präsentation und Diskussion aktueller empirischer Studien zum Normalitätsregime von Geschlecht und Homosexualität im Wechselspiel von Politik und Medien

„Ich bin schwul, und das ist auch gut so“ - Im Kontext westeuropäischer Mediendemokratien scheinen offen schwule Spitzenpolitiker eine neue ‚aufgeklärte‘ Normalität zu repräsentieren. Aber wie steht es mit Lesben? Und wie weit trägt eine Emanzipation durch Normalisierung? Wo schlägt sie um in eine erneute Normierung von Geschlecht und Sexualität? Und inwiefern ist trotz aller Prominenzgewinne ein massenmediales Outing immer nur eine Normalität auf Bewährung? Diese Fragen leiten drei aktuelle empirische Forschungsprojekte aus verschiedenen trans/disziplinären Perspektiven.

Zeit: Freitag 11. Juni 2010
 15:00 – 18:30 Uhr

Ort: Humboldt-Universität zu Berlin
 Institut für Sozialwissenschaften
 Universitätsstraße 3b
 Raum 002

Dr. Tuula Juvonen (Universität Jyväskylä/ Universität Helsinki, CoE Politics of Philosophy and Gender /Gastwissenschaftlerin am ZTG)

„*Coming out auf lesbisch? - Lesbische Politikerinnen in der bundesdeutschen Politiklandschaft*“

Dipl.Soz. Dipl.Ing. Andreas Heilmann (Humboldt-Universität zu Berlin/Institut für Sozialwissenschaften)

„*Die Normalisierung homosexueller Männlichkeit im printmedialen Diskurs der Politiker-Outings*“

Dr. Cristina Johnston (University of Stirling/School of Languages, Cultures and Religions)

„*Bertrand Delanoë and the Gay Archives: Coming Out in the French Republic*“

Konstruktionsprozesse in der Schule aus Sicht der Gender Studies

Wissenschaftlicher Kolloquium des ZtG im Sommersemester 2010

Termin: 2.7.2010, ganztägig (bis 16 Uhr – wegen Fußballweltmeisterschaft)

Ort: Universitätsbibliothek Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum, Geschwister-Scholl-Str. 1/3, 10117 Berlin, Auditorium

Max. 30 min. Vortrag + 30 min. Diskussion

9:30 – 11:00 Männlichkeit und Bildung

Detlef Pech (HU Berlin): Bilder von Geschlecht - schulischer Unterricht und die Zuweisung von Eindeutigkeit

Jürgen Budde (Universität Halle): „'Der Valentin ist ein Sorgenkind...'. Bildungsungleichheiten als kulturelle Passungsprobleme zwischen männlichem Habitus und institutionalisierten Schulkulturen?“

Moderation: Andreas Heilmann (angefragt)

11:15 – 12:45 Empirische Zugänge zu schulischen Konstruktionsprozessen

Monika Jäckle (Universität Augsburg) (angefragt):

Auseinandersetzung mit Schule, Macht und Geschlecht unter diskurstheoretischer Perspektive

Bina Elisabeth Mohn (freie Filmemacherin und Autorin):

Zur möglichen Bedeutung der Kamera-Ethnografie in Schul- und Unterrichtsforschung

Moderation: Christiane Micus-Loos

12:45 – 14:00 Mittagspause

14:00 – 16:00 Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität in der Schule

Stefan Wellgraf (Berlin, Europäische Ethnologie): Hauptschule: Reproduktion von Klasse, Ethnizität und Geschlecht im Schullalltag

Maisha Eggers (Hochschule Magdeburg/Stendal): (Interdependente) Konstruktionen von Geschlecht und Rassistischer Markierung

Moderation: Kerstin Piepenstock

Karin Aleksander

Frauen-/Lesbenarchive und -bibliotheken in europäischer Perspektive

Bericht über die 44. Fachtagung des Netzwerkes der deutschsprachigen Frauen- und Lesbenarchive, -bibliotheken und –Dokumentationseinrichtungen in Berlin

29.10.-01.11.2009

Nach 1993 und 2001 fand die jährliche Fachtagung der deutschsprachigen Lesben- und Frauenarchive, -bibliotheken und –dokumentationseinrichtungen¹ wieder einmal in Berlin statt. Wie in den beiden Jahren vorher organisierte das Berliner Netzwerk der Frauen- und Lesbenarchive und -bibliotheken² diese Fachtagung, wie im Jahre 2001 trafen wir uns dazu in den Tagungsräumen der „WeiberWirtschaft“³ im Bezirk Berlin-Mitte.

Der Tagungsort Berlin hatte eine zweifache symbolische Bedeutung. Einmal trafen sich 20 Jahre nach dem Fall der Mauer Einrichtungen aus Ost und West in der einst geteilten Stadt, vor allem aber nutzen wir Berlin bewusst als Drehscheibe im Zentrum Europas. Zum Thema der Fachtagung wählten wir deshalb die Frage nach dem Platz der Frauen-/ Lesbenarchive und -bibliotheken in europäischer Perspektive.

In ihren Grußworten zur Tagung unterstrichen auch die geladenen Sprecherinnen der Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen in Berlin und der European Women´s Lobby wie wichtig die europäische Zusammenarbeit ist, um Erfahrungen zu diskutieren und gelungene Lösungen auszuprobieren. Gabriela Illigens, Referatsleiterin in der Abteilung Frauen und Gleichstellung der Senatsverwaltung, überbrachte die Grüße der Staatssekretärin Almuth Nehring-Venus. Sie hob insbesondere hervor, dass die „Arbeit (der Frauenarchive etc.) ... den Zugang von Frauen zu dieser wichtigen Ressource zur Verbesserung der Lebensbedingungen (unterstützt) und ... damit das Empowerment von Frauen (fördert). Ihr Einsatz gilt einer Gesellschaft, die Frauen einen gleichberechtigten Zugang ermöglicht; nicht nur zur Nutzung von Informationsquellen sondern auch dazu, selbst Quelle und Produzentin von Informationen zu sein. Auf dem Weg dorthin sind viele Hürden zu überwinden: Sei es, dass allzu häufig den Chancen moderner Technik unzureichende finanzielle Rahmenbedingungen gegenüberstehen. Oder sei es eine durch Krisen und Fehlsteuerungen bedingte Sparpolitik, die die Arbeitsbedingungen im Bildungs- wie im Frauenbereich verschlechtern.“

Im zweiten (verlesenen) Grußwort forderte Brigitte Triems, Präsidentin der Europäischen Frauenlobby⁴, „dass bundes- und europaweit anerkannt wird, wie wichtig die Existenz und die Aktivitäten der Archive, Bibliotheken und Dokumentationszentren zur Schaffung der Grundlagen für eine angemessene Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen und der europäischen Frauenbewegungen sind.“

Danach begann die traditionelle Runde, in der die Vertreterinnen aller teilnehmenden Einrichtungen (ca. 40) über die Arbeitserfolge, -tiefpunkte und Projekte des vergangenen Jahres berichteten. Erstmals fand diese Selbstdarstellungsrunde als PowerPointPräsentation statt, wozu alle Einrichtungen vorher drei Fotos eingereicht und insgesamt drei Minuten Zeit hatten. Diese Idee war im Vorfeld wegen des Reglements stark diskutiert worden, setzte sich aber durch und realisierte sich durch die disziplinierte Mitarbeit aller Teilnehmerinnen so gut, dass erstmals sogar Zeit für eine Fragerunde blieb, die gut genutzt wurde.⁵

Zur zentralen Podiumsdiskussion mit dem Leitthema „Frauen-/Lesbenarchive, -bibliotheken in europäischer Perspektive“ hatte das Berliner Netzwerk als Organisationsteam der Tagung erstmals

¹ Viele Einrichtungen des Netzwerkes der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive, -bibliotheken und –dokumentationseinrichtungen sind im Dachverband i.d.a. organisiert, der seit 1994 existiert und Archive etc. aus der BRD, der Schweiz, Österreich, Luxemburg und Italien vertritt. Vgl. zum Dachverband: www.ida-dachverband.de

² Das Berliner Netzwerk gründete sich 1993 und umfasst zurzeit 9 Einrichtungen, die sich monatlich treffen. Vgl.: <http://www.ida-dachverband.de/service-regionale-standorte.htm>

³ Die „WeiberWirtschaft“ betreibt seit 1989 das größte Gründerinnenzentrum Europas. Vgl.: <http://www.weiberwirtschaft.de/>

⁴ <http://www.womenlobby.org>

⁵ Die PowerPointPräsentation (Idee und Realisierung von K. Aleksander) wird dem Protokoll der Fachtagung beigelegt.

Fachfrauen aus vier europäischen Ländern eingeladen: Katarina Blomqvist (Dänemark) von „Kvinfo“ aus Kopenhagen (The Danish Center for Information on Women and Gender)⁶, Margit Hauser (Stichwort, Wien, Österreich), vom i.d.a. Vorstand, Prof. Dr. Claudia Lux, Generaldirektorin der Stiftung Zentral- und Landesbibliothek Berlin⁷; Michaela Svatosová von der Genderbibliothek der Gender Studies Praha⁸ (Tschechien) und Tilly Vriend (Niederlande) von der Bibliothek des Aletta Institute for Women's History in Amsterdam (bis August 2009 bekannt unter dem Namen IIAV – Internationaal Informatiecentrum en Archief voor de Vrouwenbeweging)⁹. Maren Bock von bella-donna Bremen moderierte die Diskussion, die in Deutsch und Englisch simultan übersetzt wurde.

In den Eingangsstatements der ausländischen Gäste wurde deutlich, dass die Einrichtungen in Kopenhagen und auch Amsterdam stärker in staatliche Strukturen von Archiven und Bibliotheken eingebunden sind als im deutschsprachigen Raum, größere nationale Bedeutung und Aufmerksamkeit und auch einen größeren Personalbestand haben. Trotzdem müssen sie – wie alle anderen auch – finanzielle Hilfen für spezielle Projekte beantragen. Dabei machte Kvinfo die Erfahrung, dass wenn sie viele Projekte haben, sie sich auch für viele weitere Projekte bewerben können, weil es eine Organisation gibt, die diese Projekte durchführen kann. Dadurch bekommen sie auch einen besseren Anteil (10-15 %) für die Verwaltungskosten. Wichtig war und ist ihnen die fachkundige Zusammenarbeit mit den „traditionellen Mainstream-Bibliotheken“, was vor allem eigene ausgebildete Spezialistinnen einschließt. Wichtig ist auch, keine Berührungspunkte zu gesellschaftlichen Institutionen und technischen Neuerungen zu haben, um immer die Zeichen der Zeit zu nutzen. Dazu gehörte für Gender Studies Praha, dass sie sich nicht nur als feministische Bibliothek bezeichnen, sondern als ein Informationszentrum für Gleichberechtigung und Genderfragen jeder Art. „Wir haben uns mehr der Öffentlichkeit zugewandt und so auch mehr BenutzerInnen bekommen. Ebenso bieten wir mehr Dienstleistungen zum Thema Gleichberechtigung in Tschechien an, und Chancengleichheit ist eines der größten Themen in der EU.“

In Österreich ist eine Bundesförderung mehr oder weniger Standard, unabhängig vom Sammelgebiet, ergänzte Margit Hauser. Die Frauenbibliotheken und –archive in Deutschland werden – wenn es überhaupt öffentliche Förderung gibt, manche existieren nur durch Mitgliedsbeiträge und ehrenamtliche Arbeit – nur von Städten und Ländern gefördert, es gibt noch keine Bundesförderung. Außerdem fehlt eine hauptamtliche Geschäftsstelle für den Dachverband i.d.a., und es mangelt an Basisfinanzierung in den einzelnen Einrichtungen.

Prof. Lux äußerte ihr Gefühl, dass die Frauenbibliotheken und -archive sehr vernachlässigt werden, man müsste sie stärker sichtbar machen. Es gäbe genug Frauen in Positionen, die das unterstützen könnten. Man sollte stärker versuchen sich zu verbünden und auszutauschen, z.B. darüber, wie man in Bezug auf die Bundesvereinigung (BID = Bibliothek & Information Deutschland, Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheks- und Informationsverbände e.V.¹⁰) alle im gleichen Informationsfluss halten kann, denn im Prinzip haben alle doch sehr ähnliche Interessen.

In der folgenden Diskussion ging es vor allem darum, wie bestimmte Fördermittel der EU genutzt werden können, welche konkreten Projekte schon nutzbar sind und wie die hergestellten Kontakte lebendig bleiben können. Prof. Lux erwähnte z.B. aus der IFLA-Arbeit die Idee für das Mentoring-Projekt „Große Schwester – Kleine Schwester“¹¹ und das Kompetenznetzwerk für Bibliotheken mit seiner Förderdatenbank¹². Ein sehr erfolgreiches EU-Projekt des Netzwerkes WINE ist das FRAGEN-Projekt¹³, an dem auch Archive von i.d.a. mitarbeiten, um die wichtigsten Texte der europäischen Frauenbewegung in einer Datenbank online zugänglich zu machen. Tilly Vriend lobte das deutschsprachige i.d.a.-Netzwerk mit den Worten: Ihr seid ein ganz großes Beispiel für uns, so viele Leute

⁶ <http://www.kvinfo.dk>

⁷ <http://www.zlb.de/index.html>

⁸ <http://www.en.genderstudies.cz/>

⁹ <http://www.aletta.nu/aletta/nl>

¹⁰ <http://www.bideutschland.de>

¹¹ <http://ifla.queenslibrary.org/IV/ifla74/>

¹² <http://www.bibliotheksportal.de/hauptmenue/themen/foerdermoeglichkeiten/>

¹³ http://www.quing.eu/index.php?option=com_content&task=view&id=21&Itemid=38

und so viele Bibliotheken, das ist doch ein ganz lebendiges Netzwerk, da können wir noch etwas lernen.

Alle Spezialistinnen forderten uns auf, verstärkt im Netzwerk WINE (Women Informations Network Europe¹⁴) mitzuarbeiten und besonders den neuen WINE-Blog¹⁵ und die WINE-Mailingliste¹⁶ für Ideen und Kontakte zu nutzen. Der i.d.a.-Dachverband und auch einzelne Einrichtungen denken darüber nach, Mitglied dieses Netzwerkes zu werden.

In den fünf verschiedenen Arbeitsgruppen wurde am nächsten Tag über folgende Themen diskutiert: FAUST Anwenderinnen/Meta Datenbank (mit Karin Aleksander/Sabine Balke, beide Berlin), Frauenräume!? (mit Rita Kronauer, Bochum; Kathrin Eckhardt, Luxemburg), Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Archiven, Bibliotheken und Dokumentationsstellen (mit Ursula Nienhaus, Berlin), Systematik/Verschlagwortung (mit Hannelore Wilke, Hamburg), Der Verein bzw. die Personen gehen, das Kulturgut bleibt – mögliche Lösungsansätze und Erfahrungsaustausch (mit Samirah Kenawi, Frankfurt/M.). Viele der Arbeitsgruppen wurden im Vorfeld mit Fragebögen vorbereitet, sodass das Meinungsspektrum mehr Aussagen umfasste als die der jeweils Teilnehmenden an der AG.

Von den vielen Diskussionsergebnissen sollen hier nur zwei hervorgehoben werden.

1. In der FAUST-AG berichteten der FrauenMediaTurm in Köln und das Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel über die Zusammenarbeit mit traditionellen Bibliothekssystemen, in denen ihre Kataloge eingebunden werden. Einmal ist es das Hochschulbibliothekszentrum Nordrhein-Westfalen (hbz) und andererseits das Rechercheportal KARLA an der Universität Kassel. Zusammen mit der Zentralen Zeitschriftendatenbank (ZDB) sind das schon drei traditionelle Recherchemöglichkeiten für frauen- und genderrelevante Fragen. In der ZDB sind bisher über 1800 Titel feministischer Zeitschriften aus der historischen und Neuen Frauenbewegung von 21 Einrichtungen gemeldet; darunter Hunderte (letzter Stand: ca. 1000), die bisher gänzlich unbekannt waren in der ZDB.
2. Mit der Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung und in Bezug auf die Gender Mainstreaming-Strategie drängt sich insbesondere in Lesbeneinrichtungen, aber auch einigen Frauenarchiven die Frage auf, „Wollen, dürfen, müssen, sollen wir ein Frauenraum bleiben?“. Damit befassten sich nicht nur die AG Frauenraum und Gemeinsamkeiten/Unterschiede von Archiven, Bibliotheken und Dokumentationsstellen, sondern auch das Abschlussplenum sehr intensiv und kontrovers. Im Dachverband gibt es fünf Archive, die nur für Frauen sind, aber keine Einrichtung, die Männer prinzipiell von allem ausschließt (Recherchen, Foren, Lesungen, Ausstellungen etc.). Das Netzwerktreffen soll nach Meinung einiger ein Frauenraum bleiben, aber die Frage soll weiter diskutiert werden. Im Plenum wurde die Diskussion ausgedehnt auf den im Vorfeld der Tagung vom Berliner Netzwerk eingereichten Vorschlag, eine AG zu Web 2.0-Technologien von einem Mann leiten zu lassen. Da sich zwei Einrichtungen gegen diese Leitung aussprachen, musste die AG abgesagt werden. Auch in Zukunft, so wurde beschlossen, sollen Personen anderer Geschlechter nur dann referieren, teilnehmen oder eine AG leiten, wenn alle dafür sind. Angesichts veränderter Bedingungen, wie z.B. der Mitarbeit von „queeren“, bi- und transsexuellen Personen in den Einrichtungen oder als Nutzende, muss besprochen werden, ob unser Netzwerk ein Interessenverband zur Bewahrung der Geschichte der Lesben- und Frauenbewegung und Geschlechterforschung unabhängig vom jeweiligen Geschlecht ist oder nur abhängig vom weiblichen Geschlecht? Wichtig ist, dass wir nicht selbst an Traditionen festhalten, die wir früher selbst kritisierten und bekämpften und wir unsere Einrichtungen nicht über Abgrenzung definieren. Deshalb soll beim nächsten Treffen in Dresden (Oktober 2010) weiter im Plenum darüber diskutiert werden.

¹⁴ <http://www.women.it/wine/> - Bisher sind 8 deutschsprachige Einrichtungen dort vertreten.

¹⁵ <http://winenetworkeurope.wordpress.com/>

¹⁶ <http://www.women.it/wine/maillinglist.htm>

Interessante Diskussionsrunden ergaben sich auch auf den von Sabine Krusen (Brunnhilde e.V.) organisierten Stadtpaziergängen, bei abendlichen Führungen durch Berliner Archive und der Buchvorstellung von Despina Stratigakos, Professorin im Department of Architecture der State University of New York in Buffalo aus den USA. Sie bedankte sich mit ihrem Vortrag zu ihrem aktuellen Buch „A Women’s Berlin : Building the Modern City“ (2008) bei den Berliner Frauenarchiven, die sie in ihrer Recherche vor Ort so großzügig und fachlich exzellent beraten hatten¹⁷, dem Alice-Salomon-Archiv und dem Helene-Lange-Archiv im Landesarchiv Berlin.

Despina Stratigakos Begeisterung über das historische und aktuelle Berlin teilten auch die Fachfrauen der Tagung. Die internationalen Aspekte unserer Diskussionen bestärkten uns einerseits darin, die eigenen Herausforderungen und Erfolge realer einzuschätzen, aber vor allem darin, den europäischen Austausch zu intensivieren. Dafür wäre es tatsächlich am besten, die Perspektive von Prof. Lux realisieren zu können, sich in den folgenden Jahren in Prag, Kopenhagen und Amsterdam zu treffen. Nicht nur sie würde kommen, sondern sicher alle, die auch in Berlin so angeregt diskutierten.

Annett Schulze, Kerstin Piepenstock

Intersektionalität/Interdependenzen/Postkolonialismus: Theoretische Zugänge – methodische Operationalisierungen

Workshop der Arbeitsgruppe ‚Intersektionalität/Interdependenz/Postkolonialismus‘ des DFG-Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ der Humboldt-Universität zu Berlin am 21. November 2009

Im Mittelpunkt des kollegialen Workshops der AG ‚Intersektionalität/Interdependenz/Postkolonialismus‘ standen Fragen des theoretischen Zugangs, der inhaltlichen Konzeption und der methodischen Operationalisierung intersektionaler bzw. interdependenter sowie postkolonialer Forschungsperspektiven. Fünf Kollegiatinnen stellten hierfür Auszüge ihrer Dissertations- bzw. Postdoc-Projekte vor, die von Prof. Dr. Maureen Maisha Eggers (Diversity Studies, Hochschule Magdeburg-Stendal), Nanna Heidenreich (Kulturwissenschaftlerin, Berlin) und Carola Pohlen (Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft, Berlin) kommentiert wurden.

Als Auftakt des Workshops und im Anschluss an die Begrüßung der Teilnehmenden präsentierte zunächst Dr. des. *Ute Kalender* ihren Beitrag „Geschlecht und Behinderung als epistemische Dinge. Zur Frage von Interdependenzen im lebenswissenschaftlichen Wissen“. Einführend skizzierte sie ihr Postdoc-Projekt „Jenseits des androzentristischen Genderdeterminismus? Das Geschlecht des Epigenoms“. Im Zentrum dieser wissenssoziologischen Perspektive auf Biowissenschaften stehen Geschlechtercodierungen und das Verhältnis von Heteronormativität und ‚Behinderung‘ in Modellen und Forschungspraktiken der Epigenetik. Im Rahmen des Workshopbeitrags schlug Ute Kalender vor, die Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Behinderung‘ im Anschluss an Hans-Jörg Rheinberger als epistemische Dinge zu fassen. Zugleich stellte sie verschiedene Modi der Interdependenz dieser Kategorien heraus: Analogien, Unterschiede, Widersprüche sowie Transdependenzen. *Carola Pohlen* warf in ihrer Kommentierung des Beitrags u.a. die Frage auf, wie Materialität methodisch konzipiert werden kann und welchen Blick dies auf die Analyse von Praktiken z.B. im Labor eröffnet. Ein weiterer Aspekt zielte auf das Verhältnis von ‚Behinderung‘ und Mutation ab, die es nicht gleichzusetzen gelte. Mit dem Begriff ‚temporarily able-bodied‘ verwies die Kommentatorin auf die zeitliche Dimension der Markierung von Körpern als nicht-behindert. In der anschließenden Diskussion wurde u.a. die von Ute Kalender formulierte Kritik an Lebenswissenschaften aufgegriffen. Dabei ging es um gesellschaftliche Strategien biopolitischer Ansätze, um Fragen der Kontrolle weiblicher Körper sowie der nutzenzentrierten Regulierung von Subjekten.

¹⁷ Vgl. Rezensionen zu dem Buch: Karin Aleksander: Rezension. Despina Stratigakos: A women’s Berlin: building the modern city. Minneapolis 2008. In: Bulletin-Info. Berlin 19(2009)39, S. 57-59 und Feustel, Adriane: Rezension. Building the Modern City : der Auftritt der modernen Frau. In: Ariadne. Kassel 51(2009)56, S. 70

Im Rahmen der zweiten Präsentation stellte *Kerstin Piepenstock* einen Auszug ihres Dissertationsprojekts vor, in dem sie Konnexionen von Gewalt und Geschlecht in der erziehungswissenschaftlichen Diskursivierung von ‚Gewalt an Schulen‘ untersucht. Anhand ausgewählter Materialbeispiele illustrierte sie interdependente Geschlechter- und Racekonstruktionen: Demnach wird sexistische Gewalt insofern rassifiziert, als dass sie an als „ausländisch“ markierte ‚Andere‘ delegiert wird, denen pauschalisierend eine ‚Macho-Kultur‘ zugeschrieben wird. Im Umkehrschluss konstituiert sich ein implizites Selbstbild, das zum einen positiv belegte, gewaltfrei(er)e Geschlechterkonzepte repräsentiert. Zum anderen wird es gerade nicht qua nationaler Zugehörigkeit bzw. Aufenthaltsstatus markiert, erscheint damit als primär vergeschlechtlicht und fungiert zugleich als Repräsentant_in einer dominanzdeutschen Norm. Im Rahmen des Workshops wurde insbesondere die konzeptionelle Frage adressiert, wie sowohl narrative Logiken einzelner Diskursfragmente, als auch übergeordnete diskursive Muster im Rahmen der Analyse- und Darstellungslogik berücksichtigt werden können. Der Kommentar von Prof. Dr. *Maureen Maisha Eggers* bot viele produktive Anregungen, so beispielsweise die Empfehlung, diskursiv aufgerufene symbolische Figuren (bspw. ‚deutsche Lehrerin‘, ‚gewalttätige türkische Schüler‘, ‚abwesende Rechtsextreme‘ etc.) stärker herauszustellen, mittels derer in Gewalt-narrativen Kämpfe um Deutungsmacht ausgetragen werden. Im Rahmen der Diskussion wurden neben methodischen und terminologischen Aspekten auch Fragen der gleichzeitigen (Ent)Thematisierung verschiedener Gewaltverhältnisse und des ‚borderwork‘ im Kontext inszenierter gewaltbezogener Tabubrüche verhandelt.

In dem dritten Beitrag erhielten die Workshop-Teilnehmerinnen Einblicke in Dr. des. *Jana Husmanns* Postdoc-Projekt „Literalismus und Geschlecht. Protestantischer Fundamentalismus in Deutschland 1900-1945“. Ausgehend von einer intersektionalen Forschungsperspektive untersuchte sie in dem Beitrag „‚Staat und Kirche‘: Positionen des ‚Bibelbundes‘ im Kontext des Nationalsozialismus“ eine Publikation Wilhelm Möllers, des damaligen Schriftleiters des Bibelbundes. Dieser 1938/39 verfasste Text „Zum Brückenbau zwischen Staat und Kirche. Winke und Wünsche mit besonderer Berücksichtigung des Problems: Judentum und Altes Testament“ wurde dabei als Zeugnis eines religiösen Antisemitismus analysiert. Wie Jana Husmann prägnant herausstellte, verschränken sich in dem Untersuchungsmaterial Prozesse der (Re-)Sakralisierung säkularer Struktur- und Identitätskategorien mit Prozessen der Rassifizierung, Nationalisierung und Vergeschlechtlichung spezifischer Wissensformen und (religiöser) Wissensbestände. *Nanna Heidenreich* legte den Schwerpunkt ihrer Kommentierung auf die historische Entwicklung des Verhältnisses von Visueller Kultur und Religion. Dabei spielte das Bilderverbot und die Bildproduktion in Bezug auf die symbolische (Geschlechter-)Ordnung eine wichtige Rolle. Diese wiederum verweise auf die Frage der Schriftlichkeit, die mit Konzepten wie Hermeneutik, Rhetorik und Zeitlichkeit produktiv zusammengedacht werden könne. Weiter empfahl Nanna Heidenreich das Nachzeichnen rhetorischer Bilder, welche Denkfiguren vom Einzelnen zum Allgemeinen vice versa nahe legen und zugleich Widersprüche generieren. Die Diskussion kreiste um Fragen möglicher Wissenstransfers Anfang des 20. Jahrhunderts, eigene Sprachtheorien der Bibelbündler sowie Tendenzen der Re-Christianisierung nach 1945 als ‚Entschuldungs‘-Strategie in Hinblick auf den Nationalsozialismus.

Maja Figge stellte ihr Arbeitspapier „Sex in the City: Monpti“ vor, welches ein Kapitel ihres Dissertationsprojekts „Ausblendungen, Einblendungen, Überblendungen. (Wieder-)Herstellungsprozesse von Deutschsein im bundesdeutschen Kino der 1950er Jahre“ bildet. In der Analyse des Films „Monpti“ wie auch im Gesamtprojekt geht es um die diskursive und performative Generierung und Herstellungsweise von Weißsein und Geschlecht. Ausgehend von der These, dass die in den Nachkriegsfilmen inszenierte Krise und Stabilisierung heteronormativer Geschlechterverhältnisse untrennbar mit der filmischen Selbstvergewisserung von Weißsein verbunden ist, werden Weißsein und Geschlecht als interdependente Analysekategorien eingeführt. Im Zentrum der Präsentation standen die Figuren weißer deutscher Männlichkeit, da in ihnen das grundlegende Spannungsverhältnis von Krise und Stabilisierung prominent inszeniert wird. Sie dienen, so die These, als Vehikel, um die (Wieder-)Herstellungsprozesse von Deutschsein in Gang zu halten. Vor allem die gesellschaftliche Rolle des Kinos Ende der 1950er Jahre und dessen Krise sowie filmische Mittel – wie bspw. der Einsatz von Farben – spielten bei Maja Figges Betrachtungen in diesem Teil der Arbeit eine Rolle. In ihrem Kommentar rekurrierte *Nanna Heidenreich* u.a. auf Gilles Deleuze, der feststellt, dass es kein ge-

schlossenes Analysewerkzeug gibt. Das Reflektieren über das Nachdenken über das Geschriebene sei ‚erkenntnis’bringend. Anders formuliert: Die Theorie des Kinos zielt auf die Begriffe des Kinos. Das Kino sei die Praxis der Bilder und Zeichen. Somit sei das Nachdenken über Begriffe im Kino ein Nachdenken mit den Begriffen. Die Zeit des Kinos sei immer die Zeit der Rezeption: Der Film brauche die Zeitlichkeit seiner Projektion, weil er nur in der Projektion, in seiner Rezeption stattfinde. In der Zeitlichkeit würden symbolische Zuschreibungen der Vergeschlechtlichung und Sexualisierung, der Rassifizierung und Exotisierung, der Schuld und Unschuld beschreibbar, gerade weil die Bilder, die mitverhandelt werden, sprachlich nicht erzählt würden. Dieser Argumentationsrahmen setzte Impulse für die gemeinsame Diskussion, in der u.a. Fragen ambivalenter und widerständiger Lesarten von Bildern, subjektiver Deutungen und Kontextualisierungen sowie Aspekte psychoanalytischer Lesarten thematisiert wurden.

Den Abschluss des Workshops bildete *Julia Roths* Präsentation „Neo/Colonial Framing“, die zugleich in ihr Dissertationsprojekt „Revising Western Eyes: Zur Revision okzidentaler Wissensordnungen aus lateinamerikanisch-weiblicher Perspektive“ einführte. Im Zentrum dieser Forschung stehen verschiedene Modi subalternen Sprechens aus dem südamerikanischen Kontext, die exemplarisch anhand der Essays von Victoria Ocampo, dem gemalten Tagebuch Frida Kahlos sowie Rigoberta Mechús ‚Testimonio’ untersucht werden. Dazu fragt Julia Roth nach der Bedeutung verschiedener Genres (subalternen) Selbst-Repräsentationen und deren okzidentalen Rezeptionen. Im Anschluss an anti-koloniale feministische Perspektiven versteht sie diese Untersuchung als Form solidarischer Wissensproduktion, die westliche Geschlechterprojektionen auf die als ‚weiblich’ konstruierten ‚Anderen’ hegemoniekritisch herauszufordern sucht. In ihrem Kommentar schlug Prof. Dr. *Maureen Maisha Eggers* einen Perspektivwechsel vor, demzufolge nicht subalterne Stimmen, sondern die Aufnahme-unfähigkeit bzw. -verweigerung hegemonialer Wissensordnungen in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen seien. Wissen sei demnach als Bündnisprojekt zu verstehen, als Zur-Sprache-Bringen kollektiver Erfahrungen und gleichzeitige Aktivierung von Kollektiven, womit stets Grenzziehungsprozesse und ‚borderwork’ einhergingen. Somit gelte es nach den Bedingungen von Sprechen und Gehört-Werden, nach deren Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu fragen. Die Genrewahl der Schriftstellerinnen sei demnach als ‚subjectivity claims’, als Wege der Subjektivierung und Kulturkritik zu fassen, die aus hegemonialer Perspektive als Bedrohung des eigenen exklusiven Anspruchs der ‚full personhood’ verstanden werden kann. Der Zusammenhang von Genres und Subjektivierungsweisen wurde in der gemeinsamen Diskussion vertieft und von Julia Roth anhand des Untersuchungsmaterials veranschaulicht. Ausgehend von aktuellen Beispielen aus dem bundesdeutschen post/kolonialen Kontext ging es außerdem um die Frage der ökonomischen Verwertung bzw. Vermarktung von Differenzmarkierungen und den Profiteur_innen hegemonialer Wissens- und Geschlechterordnungen.

Wie die inspirierenden Kommentare und regen Diskussionen verdeutlicht haben, ist dieser Workshop von allen Beteiligten als produktiver Rahmen für einen spannenden Austausch über inhaltliche, konzeptionelle wie methodische Forschungsfragen erlebt worden. Dabei wurde nicht nur das breite Spektrum intersektionaler, interdependenter und postkolonialer Forschungsperspektiven auf ‚Geschlecht’ deutlich, die im Graduiertenkolleg vertreten sind, sondern ebenfalls die teils überraschenden Schnittstellen und Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Projekten. Sowohl die anwesenden Kollegiatinnen als auch die Kommentatorinnen ermöglichten einen transdisziplinären Dialog, der sowohl vielfältige Anregungen für die einzelnen Dissertations- bzw. Postdoc-Projekte mit sich brachte als auch neue Fragestellungen und inhaltliche Herausforderungen für die weitere AG-Arbeit aufgeworfen hat.

Lisa Malich, Falko Schnicke

Institutionalisierung und Komplexität. Berliner Reflektionen zu Genese und Gegenwart der Geschlechterforschung

Bericht zur wissenschaftlichen Tagung ‚Travelling Gender Studies‘, 4.-5.12.2009, Humboldt-Universität zu Berlin

Während sich *Gender Studies* an vielen deutschen Universitäten erst in den letzten Jahren etablieren konnten, blicken sie an der Berliner Humboldt-Universität auf eine längere Tradition zurück. Diese zu historisieren war Aufgabe einer Tagung, die anlässlich des 20. Jahrestages des Bestehens des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterforschung (ZtG), das aus dem Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (ZiF) hervorgegangen ist, veranstaltet wurde. Auf die Heterogenität des Faches und der Wahrnehmung seiner Geschichte(n) reagierten die Veranstalterinnen mit einer produktiven Mischung aus Vorträgen, Kommentaren und Diskussionen. Diese konzeptionelle Vielfalt bot die Grundlage für einen echten Dialog der eingeladenen ReferentInnen und führte gleichzeitig zu einer regen Partizipation des über weite Strecken erfreulich großen Plenums.

Thematisch war die Tagung von verschiedenen Reflexionsweisen durchzogen, die im Wesentlichen den einzelnen Sektionen entsprechen. Die erste Sektion fragte unter dem Titel „Gewinn und Verlust“ nach dem Verhältnis und Theorietransfer zwischen ost- und westdeutschen¹⁸ Forschungsansätzen vor und nach der politischen Wende von 1989/1990. Dabei kamen Protagonistinnen der Etablierung und Institutionalisierung zu Wort, deren Perspektive in der zweiten Sektion, einem Podiumsgespräch unter Studierenden und Lehrenden des seit 1997 bestehenden, bundesweit ersten Studiengangs *Gender Studies* aufgegriffen wurden. In der dritten Sektion „Gender als Konzept – Concept of Gender“ wurden die im Tagungstitel angelegten Bewegungen zum einen in eine größere räumliche Dimension, mithin transnationale Geschlechterkonstellationen, überführt. Zum anderen fragte sie in theoretisch-konzeptioneller Perspektive nach dem Status von Kategorien in der Intersektionalitätsforschung. Die Verbindung der einzelnen Sektionen war dabei in Form von zwei übergreifenden Diskussionszusammenhängen gegeben: Institutionalisierung und Komplexität.

(I) Bereits in ihrem Eröffnungsvortrag ging Hildegard Maria Nickel (Berlin) mehrfach auf das Problem der Institutionalisierung ein. Sie beschäftigte sich zunächst mit dem Entstehungsprozess der offiziellen DDR-Frauenforschung und hob dabei ihre inhaltliche Bindung an die Vorgaben des Zentralkomitees der SED hervor, das feministische Forschung als Teil des Klassenkampfes ansah. Kritisch merkte Nickel an, dass diese insofern „eingeschnürt“ war, als zwar in den institutionellen Strukturen empirische Arbeiten zu vermeintlich frauenspezifischen Themenstellungen gefördert wurden, gleichzeitig aber eigenständige feministische Theoriebildungen durch die Omnipräsenz des Leninismus-Marxismus verhindert waren. Gegen diese „Innovationsphobie“ formierten sich gegen Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre vereinzelt, disparate, nicht öffentliche und nicht vernetzte kritische Ansätze, die sich einer Institutionalisierung auch deshalb entzogen, weil sie von ProtagonistInnen verschiedener Disziplinen und von NachwuchswissenschaftlerInnen getragen worden waren. Darin sah Sigrid Metz-Göckel (Dortmund) in ihrem späteren Kommentar eine Parallele zu den Anfängen der westdeutschen Frauenforschung, die ebenfalls mit privatem Engagement verbunden und von Frauen aus dem Mittelbau getragen gewesen sei. Durch die disziplinäre und institutionelle Heterogenität in der DDR war für westdeutsche Forscherinnen, wie Gudrun-Axeli Knapp (Hannover) aus autobiographischer Perspektive illustrierte, der offizielle Zugang und die Kontaktmöglichkeiten zu dortigen feministischen Gruppen erschwert. Zu den kritischen Ansätzen in der DDR gehörte der kulturwissenschaftlich orientierte feministische Arbeitskreis um Irene Dölling und Nickel, der insofern halboffiziellen Status inne hatte, als er zwar an der HU angemeldet war, aber meist in den Privaträumen der MitgliederInnen tagte. Aufgrund der eher prekären Situation wurde im Arbeitskreis bereits früh die Notwendigkeit einer eigenen Institutionalisierung in Form eines Zentrums diskutiert, um die „subversiven Treffen“ (Knapp) in den vorhandenen universitären Strukturen zu etablieren.

¹⁸ Bei diesen Begriffen handelt es sich um die Arbeitstermini der Tagung, weshalb sie auch hier verwendet werden.

Inspirationen gewannen, wie Nickel weiter ausführte, die akademischen Feministinnen der DDR aus einer Rezeption westdeutscher Texte (teilweise von westdeutschen Kolleginnen bei Reisen in die DDR geschmuggelt), die ab Mitte der 1980er Jahre einsetzte. Das führte allerdings nicht zu einer Homogenisierung der Forschungstraditionen von BRD und DDR, die sich auch nach der Wiedervereinigung nicht sofort einstellte, was daran abzulesen ist, dass sich das ZiF – in der unmittelbaren Wendezeit, am 8. Dezember 1989, gegründet – im Selbstverständnis als Institut ostdeutscher Frauenforschung und noch bis 1993 als „ostdeutsches Projekt“ verstand. Auf die inhaltlichen Spezifika der ostdeutschen Frauenforschung ging Irene Dölling (Berlin) in ihrer Reaktion näher ein, indem sie diese durch vier Merkmale charakterisierte: (1) Verbundenheit mit der industriegesellschaftlichen Moderne in ihrer sozialistischen Variante, (2) Trennung von Produktion und Reproduktion und Fokussierung auf Erwerbsarbeit, (3) Ansätze zu einer symbolischen und historischen Analyse, (4) weitgehende Absenz einer Reflexion über kategoriale Grundlagen. Diese „theoretische Ge- und Befangenheit“ machte Dölling auch als Ursache für die wenig vorhandene Anschlussfähigkeit an den westdeutschen Diskurs aus. Einen anderen Faktor stellte hingegen Knapp mit dem Zusammenfall der politischen Wende von 1989/1990 und der theoretisch-epistemologischen Wende im Rahmen der sex-gender-Debatte nach der Rezeption Judith Butlers heraus.

(II) Durch alle Beiträge zog sich gleichzeitig die Betonung der hohen Komplexität der disziplinären Grundlagen der Gender Studies und damit verbunden des Verhältnisses von ost- und westdeutschen Forschungstraditionen. Diese ist auf der Tagung auf drei verschiedenen Ebenen verhandelt worden: Auf die erste, die Komplexität der Erinnerung, ging Nickel im Resümee ihres Vortrages ein. So wies sie auf die kritischen ostdeutschen Ansätze als wichtige Vorarbeiten für die heutige Landschaft der Geschlechterforschung an der HU hin – Dölling sprach in diesem Sinne ergänzend davon, dass die Gründung des ZiF „nicht die Stunde Null“ der ostdeutschen Frauenforschung gewesen sei. Als Kontrast dazu betonte Nickel die numerische Asymmetrie nach der Abwicklung der ostdeutschen Institute (weniger als 20 Prozent Personal aus der ehemaligen DDR an der HU). In diesem institutionellen Aspekt und dem damit verbundenen Theorietransfer von West nach Ost sah Nickel den Grund für die oft einseitige Erinnerung an die Geschichte der Geschlechterforschung in Deutschland, die ihre ostdeutschen Wurzeln zugunsten westdeutscher Perspektiven überblende. Dölling bestätigte diesen Eindruck, indem sie von einer Dominanzkultur des Westfeminismus ausging und dies mit dem Vorwurf an die heutige Frauenforschung verband, sich allein auf die westeuropäische Moderne zu fokussieren, während die Frage nach der Verbindung zum ostdeutsch-sozialistischen Pendant unberücksichtigt bleibe. Erneut einen anderen Akzent setzte Knapp, die aktuell ein Zusammengehen zu einer „vereinigte[n] feministische[n] Theorie“ durch die Fusion gesellschafts- und kulturtheoretischer Ansätze konstatierte. Sowohl als Bestätigung als auch Infragestellung dieser theoretischen Vereinigung kann die Tatsache verstanden werden, dass die Studierenden der *Gender Studies* an der HU im Podiumsgespräch übereinstimmend keine Anteile ostdeutscher feministischer Theorie im Lehrinhalt ausmachen konnten. Als Reaktion darauf ist von verschiedenen Diskutantinnen gefordert worden, die ostdeutsche Geschichte der feministischen Forschung künftig stärker zu berücksichtigen.

Die zweite Ebene, die semantische Komplexität zwischen ost- und westdeutscher Forschungstradition, behandelte vor allem Metz-Göckel. Sie erwähnte etwa die westdeutsche Irritation über die gängige Verwendung des generischen Maskulinums unter DDR-Feministinnen und wies auf das prinzipiell verschiedene Verständnis von Öffentlichem und Privatem hin: während in der DDR politisch-soziale Kritik vor allem im privaten Rahmen stattgefunden hätte, wäre sie bei westdeutschen Feministinnen im öffentlichen Bereich verortet gewesen. Diese semantischen Differenzen erschwerten, so Metz-Göckel, auch nach der Wiedervereinigung den Dialog beider Wissenschaftskulturen.

Konzeptionelle Komplexitäten wurden, drittens, besonders im zweiten Teil der Tagung in den Fokus gerückt. Andrea Krizsan (Budapest) verband dabei konzeptionelle Überlegungen zu gesellschaftlicher Ungleichheit mit einer institutionellen Perspektive, indem sie die Diversity Programme mittel- und osteuropäischer Staaten untersuchte. Sie stellte eine wesentlich durch die EU vorangetriebene Entwicklung von multidimensionalen Ansätzen, die verschiedene Arten der Diskriminierung berücksichtigen und auf das Konzept von Gleichbehandlung zielen, fest. Rosemarie Buikema (Utrecht) nahm den Blick in nicht-zentraleuropäische Regionen mit ihrem Referat zu Sexismus und Rassismus in den zwei Romanen *Disgrace* (Coetzee) und *Agaat* (Niekirk) auf. Dabei warnte sie vor einer ideologiekriti-

schen Lesart und betonte vielmehr das Potential der Kunst, die Widersprüchlichkeit und Heterogenität von Erfahrungen abzubilden und kategoriale Zuschreibungen zu veruneindeutigen.

Die Komplexitätsdiskussion dieser beiden empirischen Arbeiten zu politischen und literarischen Differenzstrategien wurde von Ina Kerner (Berlin) und Isabell Lorey (Wien) um eine methodologisch-theoretische Ebene ergänzt. Kerner fragte nach Gegenstand und Methode von Intersektionalität und betonte dabei die Offenheit der Frage, was die relevanten Kategorien für Intersektionalität seien. Methodologisch schlug sie drei Wege vor, Fragen von Intersektionalität zu erfassen: eine epistemische Dimension, bei der es um Symbole und Wissensformationen gehe, eine institutionelle Dimension und eine persönliche, die individuelle aber auch kollektive Aktivitäten einschlieÙe. Kritisch gegenüber der aktuellen Praxis intersektionaler Forschung äußerte sich Lorey, indem sie deren Annahme von grundlegenden und stabilen Kategorien problematisierte. Dadurch würde nicht nur die Bedeutung von politischen Kämpfen und gesellschaftlichen Interventionen vernachlässigt, sondern auch eine bloÙe Vervielfältigung und Umdeutung von Kategorien betrieben, anstelle bestehende Ordnungen ins Leere laufen zu lassen. Um solch einer Verfestigung zu entgehen entwarf sie die Figur einer unregulierten Mobilität, des „kategorialen Exodus“ und rückte damit die Kritik der Bedingungen von Kategorisierungen in den Mittelpunkt.

In der Abschlussdiskussion beschäftigten sich auch die Tagungsbeobachter Heike Solga (WZB) und Michael Meuser (Dortmund) mit der Komplexität von Kategorisierungen, plädierten allerdings für eine mehr empirische statt nur geisteswissenschaftlich-theoretische Orientierung in der Geschlechterforschung, da sich oft erst im konkreten Material über die Relevanz von Kategorien entscheiden lasse.

Insgesamt diversifizierten die Diskussionen auf der Tagung die Formel von der „Erfolgsgeschichte der Wende“, die der Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung des Berliner Senats, Hans-Gerhard Husung, für das ZtG eingangs aufgebracht hatte. Hervorzuheben ist dabei die immer wieder explizit eingeforderte und implizit vorhandene Kompetenz der Geschlechterforschung an der HU, institutionelle wie theoretische Komplexitäten aushalten und produktiv wenden zu können. In diesem Sinne werden die nächsten 20 Jahre des ZtG mit Spannung zu begleiten sein.

Svea Bräunert, Dr. Julia Köhne, Annett Schulze, Julia Trompeter

Tagungsbericht „Das Geschlecht der Anderen“ 11./12.12.2009

Nach einer an poetologisch orientierten Spuren vielfältigen und instruktiven Einführung in die Grundthematiken der Tagung durch Florian Kappeler und Vojin Saša Vukadinović wurde dieselbe durch einen Vortrag von Hania SIEBENPFEIFFER (Greifswald) eröffnet. In ihrem Vortrag *Die Ordnung des Verbrechens oder how crime became sexual/natural – eine Vorgeschichte zu Vergeschlechtlichung und Kriminalität am Beispiel der Marquise de Brinvilliers* beschäftigte sich die Keynote-Speakerin mit der Kriminalisierung und Literarisierung von weiblichem Giftmord am Ende des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert. Weiblichkeit wurde hier mit dem Bild „pervertierter“ Affekte in Verbindung gesetzt: Gesellschaftlich hoch geschätzte Gefühle wie Leidenschaftlichkeit und obsessive Liebe verbanden sich darin mit niederen, instinkthaften Affekten wie Habgier, Hass, Bosheit, Heimtücke und Gottlosigkeit. Das Wesen des Giftes wiederholte sich den historischen Quellen zufolge dabei im amoralischen Vorgehen der Täterin („Anverwandlungslogik“). Neben dieser diskursiv behaupteten intrinsischen Wesensverwandtschaft von Tatmittel und Täterin hob die Vortragende die komplexe Verwobenheit von Weiblichkeit, Dämonisierung, ‚Monstrosifizierung‘ und Adel hervor.

Die erste Vortragende des Panels *Sex and Crime*, Sara E. JACKSON (Michigan), zeichnete Diskurse über die Figur der Schauspielerin im Berlin des fin de siècle nach, die sich in kulturellen, kriminologischen und soziologischen sowie dramatischen Texten der vorletzten Jahrhundertwende manifestierten. Weibliche Schauspielerei sei hier vielfach mit Prostitution gleichgesetzt worden. Der Lifestyle weiblicher Schauspielstars, wie Sarah Bernhardt und Eleonora Duse, wurde einerseits als künstlerisch übersteigert und libertinär und andererseits als kraftvoll-gefährlich imaginiert.

Irina GRADINARI (Trier) thematisierte die Herstellungsweise heterosexueller Geschlechternormen anhand von psychiatrischen und kriminologischen Quellen des Lustmorddiskurses im 20. Jahrhun-

dert. Bei den (Neu)Verhandlungen der Geschlechterordnung innerhalb dieses Diskursfeldes wurde männlicher Lustmord mit ‚echter‘ und ‚potenter‘ Männlichkeit, weiblicher Lustmord dagegen mit geschlechtlicher Irritation und homosexuellen Neigungen verbunden, wobei sich später in der Diskussion als strittig erwies, ob im Gegensatz zu Gradinaris These nicht auch bei Männern Zuschreibungen von Homosexualität eine Rolle gespielt hätten.

Der Vortrag von Katja GEIGER (Wien) widmete sich narrativen Rekonstruktionen krimineller Handlungen von Kindsmörderinnen anhand von gerichtsmedizinischem Quellenmaterial aus dem ersten Drittels des 20. Jahrhunderts. Die Morde an Kindern galten als spezifisch weibliches Verbrechen; es ging um die Verwissenschaftlichung bzw. Narrativierung der Fallgeschichten, deren Beschreibungsbestrebungen besonders auf die Psyche und Persönlichkeit der Täterin zielten. In der Diskussion wurde nach der medialen Differenzierung und Spezifik verschiedener Textsorten wie Fallgeschichten, Protokolle, Gerichtsgutachten und anderer Aktenmaterialien gefragt, die die Verschriftlichung der Morde jeweils unterschiedlich aussehen lassen.

In Anschluss an neuere kulturwissenschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zum Begriff des Nicht-Wissens hielt Ruben Marc HACKLER (Berlin) einen Vortrag zu *Formen des Nichtwissens in Medizin und Recht* am Beispiel der Wissensfigurationen „Zeugungsunfähigkeit“ und „Hermaproditen“ in gerichtsmedizinischen Diskursen um 1800. Er referierte anschaulich, wie etwa im Fall des wissenschaftlichen Nachweises von „Zeugungsunfähigkeit“ Erektions- und Ejakulationsproben vorgenommen wurden, bei denen der Arzt teilweise selbst Hand anlegte. In der Diskussion wurde die Möglichkeit einer theoretischen und methodischen Differenzierung der von Hackler verwendeten Analysebegriffe Wissen, wissenschaftliches Wissen, Nicht-Wissen, Unwissenheit und Grenzen von Wissen diskutiert.

In seinem Keynote-Vortrag *Delirien der Geschlechtsnaturen: Erb, Schreber, Freud* ging Wolfgang SCHÄFFNER (Berlin) auf die komplexen Verbindungen von Geschlecht, Wissen und Wahnsinn ein. Im Mittelpunkt standen Daniel Paul Schrebers *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* (1903) und deren Rezeption bei Sigmund Freud sowie Karl August Erb, der mit seinen *Forschungen über Geschlechts-Natur* bereits 1824 einen Beitrag dazu leistete, Geschlechtlichkeit abseits der Anatomie zu denken. Mit der Figur des Wissenschaftlers im Grenzbereich des Wahnsinns, wie er sich in Schrift bzw. Büchern als „aufgeschriebene Delirien“ artikuliert, vollzog Schöffner so ein „Aufschreibesystem“ (Kittler) von Geschlecht und Wissen nach, das sich in einer doppelten Bewegung am vermeintlichen Ort des Anderen *und* innerhalb der wissenschaftlichen Wissensproduktion artikuliert.

Das zweite Panel widmete sich unter dem Titel *Ethnologien der Geschlechter* Fragen nach vergeschlechtlichten Wissens- und Bildproduktionen im (post-)kolonialen Kontext. So richtete Eva BISCHOFF (Münster) ihren Blick auf den Kannibalismus als Topos, der Deutschland vor und nach seiner aktiven Zeit als Kolonialmacht beschäftigte. Sie kam zu dem Ergebnis, dass „weiße, bürgerlich-männliche Identität und kannibale Alterität [...] sich in einem gemeinsamen Prozess auseinander[falteten]. Mann-Werden, d.h. Triebe kontrollieren, sich beobachten und zügeln, hieß gleichzeitig auch Kannibale-Werden, begehren, reißen und fressen wollen“. Weiße Männlichkeit und Kannibalismus stehen demnach nicht in einem dichotomen Ausschlussverhältnis zueinander, sondern bilden vielmehr ein Spannungsfeld zwischen lustvoller Identifikation einerseits und angstbesetztem *Otherring* andererseits.

Christina SCHRAMM (San José) entwickelte ihre Überlegungen zu den Zusammenhängen von *Christentum, Kolonialismus und Moderne* anhand eines Wandgraffitis, das sie 2006 in Costa Rica gesehen hatte. Ausgehend von der Evangelisierung als Basis für den Kolonialismus zeichnete sie so die vielschichtigen Verbindungen von Christentum, Moderne, Kapitalismus und Kolonialismus in Süd- und Mittelamerika nach. Die daran anschließenden Diskussionen konzentrierten sich entsprechend auf die Frage nach den dominanten Orten von theoretisch-akademischen Wissensproduktionen, die sich häufig aus der okzidentalen Perspektive ‚des Westens‘ mit post/kolonialen Zusammenhängen beschäftigen und so an den Realitäten von sozialen Bewegungen und theoretischen Diskussionen in Süd- und Mittelamerika vorbeigehen.

Auch Katrin KÖPPERT (Berlin) setzte sich mit okzidentalen Perspektiven auf ‚den Anderen‘ auseinander. Anhand einer Reihe von Beispielen machte sie deutlich, wie die infolge von 9/11 entstandenen Bildproduktionen ein kollektives Geschlechtergedächtnis als Selbstvergewisserungsphantasma reaktivieren und zudem auf koloniale Imaginationen zurückgreifen. Besonders deutlich wurde dies

u.a. in ihrer Analyse eines *youtube*-Videos, das eine Photoshop-Bearbeitung von Osama bin Laden als „Dick Head“ zeigt. In der Diskussion wurde angeregt, die kritische Analyse okzidentaler Bildproduktionen mit Stereotypisierungen des „Okzidents“ in anderen (nicht-okzidental) Kontexten in Verbindung zu setzen.

Der Historiker Prof. Dr. Mark MICALE (Illinois) beschäftigte sich in seinem Vortrag *Male Hysteria as Metaphor in the History of Medicine* mit den geschlechtlichen Implikationen des Konzepts der Hysterie. Er beschrieb, wie im 19. Jahrhundert trotz dokumentierter Fälle die männliche Hysterie in der Medizin weitgehend unthematisiert blieb, während KünstlerInnen und LiteratenInnen anhand des nervösen Mannes Potentiale aufdeckten, das Konzept einer selbstbeherrschten rationalen Männlichkeit zu unterlaufen.

Im Panel *Sexualität und (A-)Normalität* analysierten Iris MENDEL und Nora RUCK (Wien) die konstitutive Rolle von Konstruktionen eines „Anderen“ in humanwissenschaftlichen Diskursen anhand von Cesare Lombrosos Theorie der Verbrecherin hin. Ihr Vortrag *Suspekte Objekte. Monstrosität und A-/Normalität in den Humanwissenschaften* verdeutlichte die kolonialistischen und sexistischen Implikationen von Lombrosos Visualisierungstechniken, die der als „normal“ gesetzten bürgerlichen Frau sowohl die Verbrecherin und Prostituierte als auch die so genannte „Hottentottin“ gegenüberstellte. Mit Bezug auf Donna Haraways Konzept des „modest witness“ wiesen Mendel und Ruck darauf hin, dass die Unsichtbarkeit der Norm/-alität hier mit einer Sichtbarkeit der Abweichung einhergeht.

Dr. Ulrike WOHLER (Hannover) zeigte im anschließenden Beitrag *Wie der wissenschaftliche und kulturelle Diskurs weiblichen Exhibitionismus unsichtbar macht* Unterschiede im Umgang der bürgerlichen Gesellschaft mit männlichem und weiblichem Exhibitionismus auf. Während männlicher Exhibitionismus als Übergriff gelte und einen Straftatbestand darstelle, werde die Zurschaustellung des weiblichen Körpers und damit die Bestätigung seines Objektstatus kulturell unterstützt. Kontrovers wurde die These diskutiert, dass demnach einem performativen männlichen Exhibitionismus ein befreiendes Potential zugeschrieben werden könne.

Der Vortrag von Sophia KÖNEMANN (Berlin) beschäftigte sich mit dem Fetischismus in Oskar Panizzas Erzählung *Der Korsetten-Fritz*. Sie machte deutlich, wie Panizzas Text den Fetisch als einen interdiskursiven Begriff thematisiert, der zwischen den Wissensbereichen der Ethnologie, Religionswissenschaft, Ökonomie und Sexualwissenschaft zirkuliert. Sie betonte zudem, dass die psychiatrische Institution eine anreizende Rolle bei der Produktion von fetischistischen Lebensgeschichten und sexuellen Identitäten spielt.

Die Vorträge des Panels wurden von PD Dr. Armin SCHÄFER (Berlin) kommentiert. Er hob als durchgehende Linie der drei Beiträge deren Beschäftigung mit Dispositiven der Macht und pathologisierten Formen der ‚Abweichung‘ hervor. Der Begriff der „Anomalie“ als bloße Ungleichheit und der des „Anormalen“ als Verstoß gegen eine gesetzte Norm würden im Fall des Pathologischen vermischt, indem sie allgemein auf eine gescheiterte Anpassung verwiesen. Dafür seien sowohl Narrationen als auch Wissen konstitutiv, insofern sich Fallgeschichten und statistisches Wissen dabei verschränkten und ein Archiv der Normalisierung bildeten.

In ihrem Keynote-Vortrag *The Anthropological Machine in Overdrive: Performance and the War on Animals* ging Una CHAUDURI (New York) dieser Frage aus einer Perspektive nach, die sich an Jacques Derridas Diktum vom "ancient war on animals and its philosophical and political consequences" anlehnt. Mittels mehrerer Beispiele aus der gegenwärtigen Kulturproduktion untersuchte sie, wie Tierfiguren neue Sichtweisen auf zwei "extreme states" unserer Zeit eröffnen: auf den globalen Krieg und die ökologische Katastrophe. Anhand der Reaktionen auf eine Ausstellung mit lebendigen Fischen, die von GaleriebesucherInnen in Küchenblendern live zerstückelt werden konnten, zeigte Chaudhuri an einer Reihe sensiblerer Arbeiten, wie Tiere in ethischer und philosophischer orientierten Kunstformaten die Skalen der Erfahrung neu einstellen. Dies solle einen Dialog erlauben, der Tieren auf Augenhöhe begegne und neue soziale Beziehungen – auch Verwandtschaften – zwischen Menschen und Tieren ermögliche. In der folgenden Diskussion wurde genau dieser Punkt problematisiert, u.a. da der Begriff 'kinship' häufig in Gewaltformen eingelassen sei.

Im 4. Panel *Queere Tiere* führte Anna STRAUBE (Berlin/London) aus, dass Tiere in Filmen als omnipräsentes Extra, als „metaphorical pleasure“ gedacht werden. Die Tiermetapher kann auch als Spiegelbild lesbar werden: Welche betrachtende Perspektive bringt welche betrachteten Objekte hervor? Das Narrativ im US-amerikanischen Film *Transamerica* rekurriere etwa auf den Ursprungsmy-

thos der Nation USA, die Eroberung des Westens und die christliche Frontiermythologie. Im 2. Filmbeispiel, der argentinischen Produktion *XXY* ging Straube u.a. auf die Evolutionsanalogie Frau-„Ureinwohner“-Natur ein, die sie als Tier=Nicht-Mensch weiterdenkt.

Vasuki SHANMUGANATHAN aus (Toronto) bezog sich in ihrem Vortrag auf das Un-Heimliche in der Definition von Freud und Benjamin und führte das Wort „heimlich“ auf eine Definition von 1860 aus einem Wörterbuch zurück, wo es soviel hieß wie: familiär, vertraut, zart, häuslich. Dementsprechend sei un-heimlich zu fassen als: „not belonging, insecure“, fremd. Sie beschrieb die Ausstellungen Ende des 19. Jahrhunderts im Zoologischen Garten Berlins, in denen in Dörfern kolonialisierte/versklavte Menschen aus anderen Kontinenten zur Schau gestellt wurden. Unter den Stichworten „exotic masculinity“ führte sie aus, dass bspw. „being in action“ mit „being aggressive“ gleichgesetzt wurde.

Dr. Eva JOHACHS (Trier) Keynote-Vortrag *Die matriachale Versuchung. Von Insekten, Menschen und der Konkurrenz der politischen Tiere* beschäftigte sich mit dem Blick auf „Staatsbildungen“ der Insekten, der historisch von einer Wiedererkennung menschlicher Sozialformen geprägt ist. In der Moderne entstand daraus eine Konkurrenzdynamik, der zufolge der Mensch den Vorsprung der Insekten erst noch einzuholen hat. Insektengesellschaften haben zwar eine „verkehrte“ Geschlechterordnung, die aus drei Geschlechtern besteht und in der den Männchen die schwächste Position zukommt, und dementsprechend hatten Bienenzüchter und Biologen eminente Schwierigkeiten, das Sozialwesen der Bienen in die 'Norm' der Zweigeschlechtlichkeit einzufügen. Johach zeigte jedoch, dass dieser so anderen Geschlechterordnung dennoch nicht ausschließlich ablehnend begegnet wurde: Vielmehr könne von einer „matriachalen Versuchung“ gesprochen werden, in der sich auch utopisches Potenzial für die Geschlechterverhältnisse in menschlichen Gesellschaften entfaltet habe.

Insgesamt erwies sich der Ansatz, eine Konstellation konkret historischer Überschneidungen von Disziplinengrenzen für die Erforschung der Produktion von Geschlechterpositionen und -metaphern zu nutzen, als äußerst produktiv, so dass in den vielfältigen Kontexten der Vorträge die These bestätigt und konkretisiert wurde, dass geschlechtliche Zuschreibungen seit dem 19. Jahrhundert gerade innerhalb eines Komplexes ethnologisch-zoologisch-psychiatrisch-kriminologischen Wissens fabriziert wurden.

Anett Ladegast, Alrun Kompa

Tagung „Grabmal und Identität – Geschlechterbilder in der Sepulkralkultur“

5. Februar 2010, Humboldt-Universität zu Berlin

Ein graphisch in schwarz-weiß gehaltenes Skelett wies den Besuchern am 5. Februar 2010 den Weg in die Heilig-Geist-Kapelle, wo sich die Tagung mit dem Titel „Grabmal und Identität“ der Kategorie des Geschlechts in der Sepulkralkultur widmete. Ziel der Tagung war es, Geschlechterbilder innerhalb der Grabmalkultur in einem größeren, interdisziplinären Kontext zu untersuchen.

Nach einer Begrüßung durch die Organisatorinnen Anett Ladegast und Alrun Kompa (beide HU Berlin) führte Horst Bredekamp (HU Berlin) in das Thema der Tagung ein. In seinem Vortrag betonte er, dass repräsentative Frauengrabmäler im Rom der Frühen Neuzeit zwar eine Seltenheit sind, die Darstellung von Frauen in der Grabmalkunst indes allgegenwärtig ist. Als Personifikationen erobern die abgebildeten Frauen so den visuellen Raum der Erinnerungskultur z.B. in Gestalt von Tugenden zurück, der den historischen Frauen durch die Konventionen der römischen Gesellschaft verwehrt wurde. Als Beispiele für den Schauplatz dieses „Kampfes der Geschlechter“ zeigte Bredekamp einige Papstgrabmäler (Sixtus IV., Julius II., Paul III.) des 15. und 16. Jahrhunderts, an denen die unterschiedlichsten weiblichen Allegorien nicht nur eine eigenständige Existenz losgelöst vom männlichen Kommemorierten führen, sondern sogar, wie die weiblichen Viktorien an dem von Michelangelo für Papst Julius II. geplanten Grabmonument, über die zu ihren Füßen niedergeworfenen männlichen Personifikationen der besiegten Provinzen triumphieren konnten.

Dass das Anliegen, über den Gender-Aspekt in der Grabmalforschung zu sprechen, nicht notwendig dazu führen darf, sich allein auf Frauendarstellungen zu konzentrieren, zeigte Alrun Kompa (HU Berlin). Unter dem Titel „Geschichte und Geschichten einer Familie: Die Memoria der Barberini in

Palestrina“ analysierte sie die Selbstdarstellung der Papstfamilie Barberini in ihrer Familienkirche S. Rosalia. Das prestigeträchtigste Feudum der Barberini sollte in dem prekären Moment, als die Familie drohte im Mannesstamm auszusterben, als Ort der dynastischen Familienrepräsentation eine Aufwertung durch den Ausbau der Patronatskirche zu einem Ruhmesmausoleum erhalten. Bemerkenswerterweise beschränkte man sich hierbei dezidiert auf die Darstellung von männlichen Familienmitgliedern, welche als Kardinäle und ämtergeschmückte Familienoberhäupter die weltlichen und geistigen Machtansprüche der Familie repräsentierten. Gerade das Ausblenden gesellschaftlich hochstehender und angesehenen Frauen – die es in der Familie durchaus gegeben hatte – deutet Kompa als eine Konzentration auf die Amtswürden, welche als außerzeitlich gegenüber dem gerade zu scheitern drohenden dynastischen Selbstverständnis der Familie verewigt werden sollten.

Dieser Analyse eines sepulkralen Männerbildes folgte als Kontrapunkt der Vortrag von Laura Goldenbaum (Florenz) „Anima forma corporis – oder: Ästhetik des Vollendeten“. Hier stand die auf das späte 15. Jahrhundert datierte Bronzestatue einer Unbekannten im Mittelpunkt, die heute im Depot des Florentiner Bargello ihrer Wiederentdeckung harret. Goldenbaum ordnete sie in den historischen Diskurs der frühen humanistischen Physiognomie-Traktate ein und stellte ihre wechselvolle Rezeptionsgeschichte in der kunsthistorischen Forschung dar: Das Fehlen von eindeutigen Hinweisen in Quellen verhindert nicht nur das Bildnis in einem Ursprungskontext (möglicherweise an einem Grabmal) sicher zu verorten und dem als Totenmaske abgeformten Antlitz einer alten Frau einen Namen zu geben. Auch jeder kunsthistorischen Bestimmung scheint sich das Objekt zu entziehen: Während das Gewand der alten Frau von vorn einen künstlerisch gestalteten Nonnenschleier suggeriert, offenbart die Rückseite der Büste, dass es sich bei dem für den Bronzeguss benutzten Model um ein lediglich mit groben Stofftüchern drapiertes Gestell gehandelt hatte, welches auch die Totenmaske trug. Das Bildnis vereint mit dem als edel und technisch anspruchsvoll hochgeschätzten Bronzeguss und der Technik des Abklatsches, welche nahezu ohne das Eingreifen der Künstlerhand auskommt, höchst Widersprüchliches. Dass in der sich anschließenden regen Diskussion u.a. Zweifel an der Datierung der Büste in die Frührenaissance laut wurden, zeigt die Problematik der Stilkritik auf, die mit einer Analyse des Duktus oder des Faltenwurfes bei diesem Objekt auf Grund der verwendeten Techniken an ihre Grenzen stößt.

Die zweite Sektion der Tagung widmete sich zwei Beispielen von Erinnerungskonstruktionen, bei denen Frauen eine entscheidende Rolle gespielt hatten und die nun ihre angemessene Würdigung erfahren sollten.

Judith Ostermann (HU Berlin) stellt in ihrem Beitrag „Starke Witwen im frühneuzeitlichen Spanien oder: die Freiheit in der ‚Trauer‘ – Das Grabmal Juana Pimentels und der Aufstieg eines Adelsgeschlechts“ die sogenannte „Capilla del Conde de Luna“ in der Kathedrale von Toledo vor. Hier, in einer der prächtigsten und größten Grabkapellen des frühneuzeitlichen Spaniens hatte der Liebhaber des spanischen Königs Don Alvaro de Luna, der später jedoch in Ungnade fiel und enthauptet wurde, neben seiner später gestorbenen Gattin Juana Pimentel seine letzte Ruhe gefunden. Ostermann arbeitete heraus, dass die Stiftung und Ausstattung der prächtigen Kapelle durch die als „traurige Herzogin“ bekannte Gattin und ihre Tochter Maria Pimentel erfolgt war. Es waren die Frauen der Familie, welche über die Erinnerungstiftung eine politische Rehabilitierung des Familienansehens anstrebten. Dies gelang in Toledo offenbar bis heute, denn Don Alvaro de Luna wird im kollektiven Gedächtnis der Stadt als Ehrenmann und Großmeister des Ordens der Santiago-Ritter erinnert und nicht als verurteilter Verbrecher. Die Memoria an seine Frau wird dabei, obwohl sie ebenso wie ihr Mann in der Kapelle mit einem Grabmal und heraldischen Emblemen ihrer Familie vertreten ist, in den Hintergrund gedrängt, so dass die gesamte Kapelle unter dem Namen „Capilla del Conde de Luna“ firmiert, anstatt, wie Ostermann vorschlägt, als „Capilla de la Condessa Pimentel“ bezeichnet zu werden.

Anett Ladegast (HU Berlin) unternahm schließlich mit ihrem Vortrag „Das Geschlecht der Erinnerung – Frauenfrömmigkeit und Grabmalkultur in S. Agostino, Rom“ den Versuch, nicht nur ein einzelnes Grabmal sondern den „Gedächtniskosmos“ einer gesamten Kirche über den Verlauf von fünf Jahrhunderten zu analysieren. Eine Rekonstruktion zentraler Bestandteile der Ausstattung der römischen Kirche S. Agostino zeigt, dass nicht nur die Kapelle der heiligen Monika – der zentrale Kultort der Mutter des heiligen Augustinus –, sondern auch der Chor der Kirche Frauengräber

beherbergte, die mit ihrem künstlerischen und repräsentativen Anspruch denjenigen der Männer in nichts nachstanden. Die von Quellen und Artefakten bezeugte große Rolle, die Frauen als Stifterinnen in der Kirche innehatten, spiegelt sich in den Ergebnissen einer statistischen Auswertung der Grabmalssetzungen in der Kirche anhand von Inschriftensammlungen wider. Vor allem im 15. Jahrhundert war das Zahlenverhältnis von Frauengrabstätten im Vergleich zu dem von männlichen Laien und Klerikern wesentlich ausgewogener als erwartet: War um 1500 noch eine von vier Grabinschriften einer Frau gewidmet, so ist es in der heutigen Kirche nur noch eine von zwölf. Dies, so Ladegast, mahnt den heutigen Forscher nachdrücklich, historische Zustände nicht ausschließlich anhand des heute überlieferten Befundes zu bewerten: Die Überlieferungschancen von Erinnerungsmalen sind von den Wertvorstellungen späterer Generationen bestimmt, die sich auch im Geschlechterverhältnis der überkommenen Memorabilia niederschlagen.

Das Programm beschloss Aleida Assmann (Konstanz) mit ihrem Abendvortrag zum Thema „Erinnerung und Trauer im Spiegel der Geschlechter“, mit dem das explizit interdisziplinär angelegte Spektrum der Tagung um eine wichtige Facette bereichert wurde: Waren die vorangegangenen Vorträge vom Grabmal als Objekt und Quelle ausgegangen, so wechselte nun der Blick von den Artefakten selbst auf die Tod und Sterben begleitenden Rituale; verschob sich der Schwerpunkt vom Verstorbenen auf die Hinterbliebenen und die Trauernden. In einem Streifzug durch die Jahrtausende, vom Alten Ägypten über das frühneuzeitliche England bis ins Nachkriegsdeutschland und das heutige Israel verfolgte Assmann, wem die Last und das Privileg der Trauer in verschiedenen Gesellschaften oblag. Während diese bis in die Frühe Neuzeit in der christlichen Totenfürbitte ein positiv konnotierter Aufgabenbereich der Frau gewesen war (zum Beispiel der Nonnen und Klageweiber), so werden trauernde Frauen im Werk William Shakespeares eher als rachedurstige Furien dargestellt. Somit stellt Assmann neben der positiven Rolle der Trauer als gedächtnis- und identitätsstiftend auch die dunkle Seite der Trauer als Motor für Rache, Hetze und schließlich als Ursache für weiteres Leid heraus. Auch die Spannweite der kulturellen Ausdrucksmöglichkeiten von Trauer zwischen expressiv und introvertiert lotete Assmann aus. Im Deutschland der Nachkriegszeit etwa wurde die Trauerarbeit zunehmend in die Privatsphäre verdrängt. Das Bild der still trauernden Frau ist ein zentrales Motiv der Auseinandersetzung mit den Kriegserfahrungen. So wurde etwa das Selbstportrait von Käthe Kollwitz mit ihrem toten Sohn von 1937/38 durch die Neuaufstellung einer vergrößerten Kopie in der Neuen Wache in Berlin im Jahr 1993 als „allen Opfern von Krieg und Gewalt“ gewidmetes Mahnmal aktualisiert. Die enorme Bedeutung der Trauer und Erinnerungsarbeit für die Geschichts- und Identitätsbildung von Gruppen und deren geschlechtsspezifischer Konnotationen zeigt Assmann nicht zuletzt an einem Beispiel aus der hebräischen Sprache, wo dem Begriff „Erinnern“ ethymologisch eine männliche Sprachwurzel, dem Wort „Vergessen“ dagegen eine weibliche Wurzel zugrundeliegt. Gerade die Klageweiber und Fürbitte leistenden Nonnen der christlichen Welt schlossen einen Bogen zu den einführenden Überlegungen Bredekamps: Während Grabmäler für Frauen auch die Ausnahme waren, so waren die Frauen im Kontext der Grabmalkultur, ob als Handlungsträger oder Personifikation, allgegenwärtig.

Die methodisch und thematisch ganz unterschiedlich verorteten Beiträge der Tagung zeigten deutlich, dass die Kategorie „Geschlecht“ in der Sepulkralkultur für den wissenschaftlichen Diskurs fruchtbar zu machen ist. Das Grabmal, an dem sich mit Figur und Inschrift Bild und Text treffen, ist eine reiche Quelle zur Erforschung der Mentalitätsgeschichte, welche auch für das historische Selbstverständnis der Geschlechterrollen in einer Gesellschaft höchst aussagekräftig ist.

Die Vorträge zeigten zudem, dass bei der Beschäftigung mit Grabmälern – seien es die von Männer oder Frauen – der Aspekt von historischen, normativ konstruierten Geschlechterrollen stärker beachtet werden sollte. Dabei ist nicht nur nach dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern, sondern auch nach unterschiedlichen Rollenbildern innerhalb der Geschlechter zu fragen. Ebenso ist zu berücksichtigen, dass das Grabmal nicht nur Träger der Memoria ist, sondern gleichzeitig Standort, Widerpart und Akteur sozialen Gedenkens. Auch bei Urteilen über die Bedeutung und die Präsenz von Frauen in der Frühen Neuzeit ist das Quellenmaterial differenziert zu befragen, da es zu anderen Ergebnissen führt, als es der bis heute überlieferte Bestand an Grabmonumenten vermuten lässt. Eine Publikation der Tagungsvorträge ist geplant, um die hier angestoßene interdisziplinäre Diskussion zu Geschlechterbildern in der Sepulkralkultur fortzuschreiben und weiterführen zu können.